

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 7

Artikel: Indische Melodie
Autor: Traubenberg, Egon von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

das von dem schadhaften Abschlußventil gekrönt war. Wunderbarerweise war die Rohrleitung vollkommen intakt.

Von dickem, zähflüssigem Öl ständig überspült, arbeiteten wir sehr rasch. Die Verschlußklappe war bald erneuert, und weitere Rohrleitungen zu den großen Ölreservoirs geführt. Dann kam der große Augenblick, für den wir über 60 Stunden in ständiger Gefahr gearbeitet hatten, und der das Leben zweier Männer gefestet hatte. Ich sandte alle meine Helfer zurück und schloß dann das Ventil. Um nächsten Augenblick lag ich flach auf dem Boden unter der mächtigen Ölssäule, die in einem Strahl in sich zusammengefallen war. Halb betäubt, doch unverletzt, vernahm ich nun die für mich schönste Musik: das Donnern des

Öles in der Rohrleitung, das nun zu den Ölreservoirs schoß.

Das Ölfeld war gerettet.

Noch eine Aufgabe stand uns bevor, ehe wir uns todmüde zur Ruhe begeben konnten. Wir mußten nach den Überresten von Sampson und Fleagle suchen. Stundenlang gruben wir die Asche innerhalb des Erdwalles auf, konnten jedoch nicht die geringsten Spuren finden.

Vierundzwanzig Stunden nachher wurde am Eingang des neuerrichteten Bohrturms die Totenmesse für die beiden Opfer des Brandes gelesen. Und dreizehn Tage nachher hielt ich mein Entlassungsschreiben in Händen, das mir der Blick des Generaldirektors vor der zweiten Sprengung ankündigen wollte ...

Der Bohrturm.

Es steht ein schwarzes Gespenst im Moor;
Das ragt über Büsche und Bäume empor.
Es steht da groß und steif und stumm,
Sieht lauernd sich im Kreise um.
In Rosenrot prangt das Heideland.
„Ich ziehe dir an ein schwarzes Gewand.“
Es liegt das Dorf so still und klein.
„Dich mache ich groß und laut und gemein.“

Es blitzt der Bach im Sonnenschein.
„Bald wirst du schwarz und schmutzig sein.“
Es braust der Wald so stark und stolz.
„Dich fälle ich zu Grubenholz.“
Die Flamme loht, die Kette klirrt,
Es zischt der Dampf, der Fuß, der schwirrt.
Der Meißel frisst sich in den Sand. —
Der schwarze Tod geht durch das Land.

Herm. Löns.

Indische Melodie.

Von Egon von Traubenberg.

Rotes Meer, an Bord der „Pilsna“.

„Schiffe, die sich in der Nacht begegnen ...“ Nur eine Reihe von Lichtern wird sichtbar. Sie kommen unserem Schiffe näher, man sieht die Bewegung flüchtiger Schatten, man glaubt Stimmen unbekannter Menschen zu hören, fast möchte man sie sprechen, sich begrüßen, doch schon enteilt wieder alles in der Ferne, verklingt in der Unendlichkeit, ertrinkt in der Blauschwärze der südlichen Nacht ... Wir fahren heimwärts, nordwärts — die anderen nach dem Süden, nach Ceylon, nach Indien, das wir erst vor wenigen Tagen schmerzenden Herzens verlassen haben ... Die Maschinen der „Pilsna“ fauchen und stampfen, die Wogen des Meeres schlagen, gleichmäßig rauschend, an die Bordseite, auf dem bunt illuminierten Deck wird Musik gemacht, die Passagiere tanzen ... Und dieses alles läßt fast vergessen, was noch vor kurzem war, läßt Bilder verbllassen, die noch vor wenigen Tagen in Sonnenglut und Orientpracht leuchteten, läßt ausruhen und ausspannen ... Vermag aber nicht jenen Klang zu

übertönen, der im Gehör noch immer nachsummt, nachsingt, nachschwingt, vermag sie nicht zu töten — die peinigende, aber unvergessliche Melodie Indiens ...

In der bodenlosen Schwermutsmelodie, die, gleich einem unsichtbaren Schleier über diese Meere und Länder ausgebreitet scheint, ist jener unaussprechliche Reiz des Orients enthalten, der alle Fremden bestrikt und bezaubert, liegt aber auch jenes verhängnisvolle Etwas verborgen, das hier des Fremden Gemüt packt, in ihm, gleich einem süßen, langsam-verderbendem Gifte, wühlt, und ständig eine merkwürdige Unruhe erzeugt, die den meisten bald zu einer kaum erträglichen Qual wird. Dieser Wehmutter-Schleier, den viele nicht sehen, den aber alle spüren, ist über dem gesamten nahen und fernen Orient ausgebreitet — von Palästina und Shrien, über Persien und Indien, bis Siam, China und weiter hält er all diese „fernen Länder und Menschen“ in seinem feingewebten, unzerreißbaren Netz gefangen und läßt sie nicht aus seiner Gewalt ...

Vielleicht nur einem Lande in diesen Breitengraden ist es gelungen, sich diesem Dunstkreis zu entziehen und jene Frische und Klarheit zu bewahren, die uns Westlern Licht, Leben und Freude bedeutet. Es ist Lanka, es ist Ceylon, die roterdige, üppig-tropische, glückselige Insel, die „Perle an der Ohrmuschel Indiens“. Und wahrlich — einer märchenhaft-schönen und reinen Perle ist Ceylon vergleichbar, einer Perle, die am königlichen Haupte des Orients hängt, aber versteckt aus jenem Traumnez, das diesen Riesen so fest umfängt, hervorlugt und daher ein sorgenloses Einzeldasein zu führen scheint. In Ceylon, wo ich zuerst landete, herrscht eine liebliche Klarheit und Weichheit der Atmosphäre, die Menschen gemüter so verflärend und beschwingend, wie sie der übrige resigniert-müde Orient nicht kennt. Und Indien, das schwermütigste der Orientländer, wirkt, wenn man es unmittelbar nach Ceylon besucht, so geheimnisvoll, so frank und so umschleiert, daß man den Geist dieses Landes buchstäblich wie ein Klagedicht, wie eine melancholische Melodie empfindet, die schmerzt, betrübt und peinigt ...

Bombay, die erste indische Stadt, lastet einem Alpdruck gleich auf dem von Ceylon Kommenden: ist es das stückig-tropische Klima, welches nach Lankas erfrischenden Lüften würgt und quält; ist es die Roheit und Widerwärtigkeit des Hinduismus, dem man hier fast ausschließlich begegnet und der nach Ceylons stillem Buddhabutus anwidernd und abstoßend wirkt, oder sind es jene merkwürdigen Laute und jene irritierenden Gesänge, die das stumm-selige Ceylon gar nicht kannte, die hier aber ständig, aus oft unbekannten Quellen, ans Ohr dringen, jede Ruhe rauen und die Nerven bald aufspeitschen, bald erschlaffen lassen — jene Gesänge, die nicht von allen ertragen werden können, die wie das Völkergemisch zahlreichen, hoffnungsvoll-wehmüti gen „Melodien Indiens“ ...

Vor den Hindu-Tempeln und vor den Moscheen, in den Palmengärten und nachts auf offener Straße sitzen diese schwarzen, braunen und gelben Menschen, deren Namen und Sippschaft niemand kennt, und singen ihre monotonen, klagenden Gebete, wie stille Hunde, die gen Himmel heulen, von Sehnsucht erfüllt über eine Heimat, die sie selbst nicht kennen ... Man hört diese Lieder, sie bleiben im Ohr haften, verfolgen einen ständig, und man kann nicht anders, als von einem

Gefühl der Leere erfaßt zu werden, das selbst jeden Unbeteiligten tief elend macht ...

Von ähnlicher Wirkung ist die Musik der Schlangenbeschwörer. Tagtäglich stehen sie vor den Häusern, vor den Tempeln, inmitten der Bazare, auf den Gassen, und lassen ein merkwürdiges Flöten ertönen, das ebenso bösaartig-süß klingt, wie das Gift der Kobra, welche sie in ihren kunstvoll-geflochtenen Körben mit sich führen. Sie sind eine wahre Plage und drängen sich überall mit ihren Kunststücken auf. Ein Mungo, ein quickes, unangenehm geschmeidiges Tierchen rennt, an einer Schnur gehalten, hinterdrein. Es wartet, bis es auf die Schlange gehezt wird. Ein widerwärtiges Schauspiel: während das Mungo den Hals des Reptils zu durchbeißen sucht, ringelt sich dieses um des Mungos schlanken Wieselkörper und trachtet, es durch die Umlammerung seines gefährlichen Schlangenleibes zu ersticken. Es geschieht keinem der Tiere etwas, sie werden immer rechtzeitig getrennt, und das Schlimmste bleibt den Zuschauern, gottlob, erspart. Aber der Under flötet zu diesem „Spiel“ auf der Flöte irgend eine seiner eintönigen Weisen, die quälender sind, als der Anblick der um ihr Leben ringenden Reptilien, und die ein Elendgefühl erzeugen, das durch nichts verwunden werden kann ...

Kehserling wählt in seinem „Tagebuch“ für die Bezeichnung dieser Indien-Stimmung ein russisches Wort „Unynje“, und schreibt: „Ich will nichts, vermisste auch nichts, erweisbare Gründe habe ich nicht, ich bin eben schwermütig. Meine Seele ist wie ausgehöhlt ...“ Mag es Heimweh sein, mag es etwas anderes sein — ich weiß es nicht, was es ist, ich bin eben schwermütig und höre nichts außer diesen langgezogenen, mich zur Verzweiflung treibenden Melodien Indiens, überall in allem ...

Da fahren Schiffe aus dem Hafen, Schiffe, die in die weite Ferne gehen, liebe und gleichgültige Menschen mit sich entführen, und deren Sirenen dabei langgezogene, unsäglich-klagende Töne austözen: wir gehen in die Ferne, wir durchqueren die Ozeane, der Osten verschlingt uns, und nie kehren wir wieder, nie kehren wir wieder ... Den in der Ferne entschwindenden Schiffen sehen die Leute von der Hafenpromenade aus zu, die um das „Tor von Indien“ angelegt ist; ein wundervoller Triumphbogen, einer himmelhohen, hart am Meere aufgetürmten Kirchenhalle gleich. In zarten, bunten, langen Kopftüchern die Frauen, in wallenden, weißen Sei-

dengewändern die Männer — so flanieren sie hier müde, lässig und verträumt auf und ab, nach des Tages würgender Hitze ein wenig der Kühle der Tropennacht zu genießen. Und die zartwehenden Tücher der Frauen und die üppig-wallenden Gewänder der Männer weiten sich und verschmelzen zu demselben Schwermutsschleier des Orients, der alle diese dunklen, fremden Menschen umhüllt und sie uns wie in einem Nebellande, unendlich fern und unwirklich erscheinen lässt...

Im Nachtclub, der neben dem „Tor von Indien“ liegt, spielt ein Hindu-Orchester allerhand europäische Weisen. Die Melodien gleiten über das spiegelglatte Wasser von Bombay, hüpfen um das „Tor von Indien“ herum, und schwingen sich zum saphirblauen Märchenhimmel empor, im Nirvana verklingend. Die Hindus spielen die europäische Musik jammervoll, wie Affen, die etwas auswendig gelernt haben. Diese Musik entspricht ihrer Seelenskala nicht und sagt ihnen nichts. Aber in manche Töne und Altkorde, mögen sie noch so falsch sein, legen sie ihre Heimatklänge hinein. Es ist gleichgültig, was sie spielen — hier, von der Umgebung bedingt, nehmen all diese Lieder, ob ernst oder banal, ein und dieselbe Stimme an, die Stimme des Versagens, des Sehnens, des Ostens, die zugleich schmeichelt und quält, ebenso wie der gleichmäßige Betgesang der wie geistesabwesend in die Ferne starrenden Hindus...

Und gleichsam zur Vollendung dieses Bildes, das der rätselvolle Himmel Indiens überdacht, kreisen hier ständig in den Lüften Hunderte und Tausende von Geiern, die hier so zahlreich wie anderswo die Krähen sind. Es hat etwas Unheimliches und Symbolisches — dieses ewige Über-der-Stadt-Kreisen der Geier von den Türmen des Schweigens. Überall thronen sie — auf den Tempeln, auf den Geschäftshäusern des Bazars, auf dem Dach des „Taj-Mahal“-Hotels und auf den Zinnen des „Tors von Indien“. Und von überall ertönt ihr Schrei, ihr Geiergesang, unablässig und warnend...

Merkwürdig und grauenvoll ist der Ruf eines Geiers; ein leises, unschuldiges Flöten, fast wie der Ruf eines Pirols nach dem Regen, lieblich und süß; aber in diese Süße, in diese Lieblichkeit des Geiergesangs mischt sich, wie in jede Süße und Lieblichkeit des bezauberten Orients, stets dasselbe unnennbare Gift, das häßliche Gift der Trugsamkeit und der heimtückischen, orientalischen Melancholie. Es ist wieder dieselbe Melodie, die den Äther in allen Weiten und Breiten des Orients durchzittert und die der Hörsinn hier in allem Klanglichen wiederfindet — sei es im Monotongesang der betenden Hindus oder im irritierenden Flöten der Zauberer, in den flagenden Tönen der enteilenden Schiffe, die die Ferne verschlingen, oder im trügerisch-süßem Schrei des Vlasgeiers — als Unterton dringt sie überall durch, durch Mark und Bein —, die Melodie Indiens, einmal gehört, niemals vergessen...

Streiflichter über Indien.

Von Edward Burton.

Es scheint zuweilen, als gäbe es für den gewaltigen Strom der Zivilisation kein Hindernis, als müßte er alles unter sich zwingen, alle Ungleichheiten ebnen und die unüberbrückbaren Gegensätze wegchwemmen. Die einen nennen diese Entwicklung „Eroberung der weißen Rasse“; die anderen „Untergang alter Kulturen“.

Doch stimmt das eine oder das andere wirklich in tieferem Sinne? Hat sich wirklich, wenn man den Blick nach den Ländern der uralten Kulturen im Fernen Osten richtet, etwas in ihrem wesenhaften Leben verändert?

Gewiß rasen luxuriöse Schnellzüge durch das Dickicht jungfräulicher Urwälder, gewiß gibt es in den Städten Banken, Universitäten, Theater, Kinos und Tausende von Automobilen, gewiß lässt das äußere Bild indischer Städte glauben,

dass die Zivilisation hier langsam, doch stetig die ursprünglichen Lebensformen und Ausdrücke verdrängt, verschlingt.

Ist es wirklich so?

„Wir haben Euch zu anderen Menschen gemacht,“ sagen die Engländer. „Wir haben Euch Bahnen, Telephone, Radio gegeben.“

Der Indier nicht ungläubig.

„Aber sterben müssen wir doch, wie wir es seit jeher gemußt haben. Der Tod ist der gleiche geblieben.“

Hier liegt der Schlüssel zur wahren Beurteilung der Situation. Nein, die Zivilisation hat nichts geändert, nichts geändert an den tiefen und wesentlichen Inhalten des indischen Lebens, und einer, der mit offenen Augen durch die indischen Städte geht, kann sich selbst vergewissern,